

Die Feministin im Visier von Feministinnen

Früher hat Alice Schwarzer selbst Veranstaltungen gestört, nun tritt sie mit Bodyguards auf. Sie sieht einen Bruch zwischen den Generationen

LEN SANDER, LEIPZIG

Ganz am Anfang ihrer Lesungen wird deutlich, wie alt Alice Schwarzer geworden ist. Einmal hilft die Moderatorin der 83-Jährigen die Treppen zur Bühne hinauf. Ein anderes Mal macht das einer der Bodyguards, die sonst wachsam neben der Bühne stehen. Schwarzer greift beherzt nach seinem Arm. Sobald sie sich niedergelassen hat, vergisst man ihr Alter. Die Autorin sprüht vor Witz und Angriffslust. Und sie hat damit in Leipzig in der vergangenen Woche die auf den letzten Platz gefüllten Säle fest im Griff. Nicht alle Interessierten schaffen es hinein. Das Publikum bilden hauptsächlich ältere Frauen, manchmal von jüngeren Frauen oder Männern begleitet.

An diesem Buchmesse-Wochenende merkt man Schwarzer an, dass sie die Fragen nach ihrem Lebenswerk ermüden, auch wenn sie versucht, sie humorvoll zu parieren. «Das ist mir wirklich egal, mein Lebenswerk! Ich bin jemand, der sehr im Jetzt lebt. Und der sich nicht darauf ausruht, was er gestern gemacht hat», sagt sie zur Moderatorin. Und es stimmt – Schwarzer bewohnt selbstbewusst die Gegenwart und reagiert auf deren Herausforderungen.

Programm in verdaulicher Form

Ihr neues Buch «Feminismus pur. 99 Worte», das sie derzeit vorstellt, soll jüngeren Lesern in verdaulicher Form ihr Programm nahebringen. Darin blickt sie etwa selbstkritisch auf die Resultate des Genderns. «So war das doch gar nicht gemeint», schreibt sie und äussert Verständnis für diejenigen, die die Auswüchse vermeintlich geschlechtergerechter Sprache kritisieren.

Und doch verkörpert sie vor allem fünfzig Jahre gelebter bundesrepublikanischer Geschichte. Als eine der Wortführerinnen der deutschen Frauenbewegung ab den 1970er Jahren prägte sie die Debatten um Abtreibung, Vergewaltigung in der Ehe und Prostitution. Sie hatte massgeblichen Anteil an den Verschiebungen im Geschlechterverhältnis Nachkriegsdeutschlands. Deren Resultate sind teilweise so selbstverständlich geworden, dass sich leicht vergessen lässt, wie anders die Verhältnisse noch vor relativ kurzem waren. Dass Vergewaltigung in der Ehe erst im Jahre 1997 strafbar gemacht worden ist, ist nur ein besonders augenfälliges Beispiel hierfür.

Dennoch ist Schwarzer mittlerweile eines der Lieblingsziele für Attacken des Teils der feministischen Bewegung geworden, der sich «queer» nennt. Er



Ikone der deutschen Frauenbewegung: Alice Schwarzer in Leipzig.

JENNIFER BRÜCKNER / DPA

hält Geschlecht für eine fluide Kategorie und kritische Wortmeldungen für potenziell gewalttätig und gefährlich. Deswegen waren in einer studentischen, links geprägten Stadt wie Leipzig Proteste gegen sie zu erwarten. Erst vor drei Wochen war eine Lesung von ihr im Hamburger Schauspielhaus von Demonstranten gestört worden. Gemäss einem Flugblatt warfen sie ihr «transfeindlichen, rassistischen und ausgrenzenden Radikalfeminismus» vor. Sie stürmte die Bühne in Kostümen und versuchten, die Veranstaltung zu verhindern.

Schwarzer hatte vor ihren Auftritten in Leipzig noch ein Editorial in ihrer Zeitschrift «Emma» veröffentlicht, das Störungen vorgriff, die letztlich ausblieben. Darin schreibt sie, ihre Gegner kämpften gegen ein Phantom. Die Hamburger Demonstranten hatten ihr vorgeworfen, «ein strikt binäres, biologisch festgelegtes Geschlechterbild» zu vertreten. Sie tue seit fünfzig Jahren das genaue Gegenteil dessen, entgegnete Schwarzer, denn sie vertrete die Position, dass im Rahmen der zwei biologischen Geschlechter eine Vielzahl kultu-

reller Geschlechterrollen Platz fänden.

Auch beim Thema Transgeschlechtlichkeit fühlt sie sich missverstanden. Im Kapitel ihres aktuellen Buchs zu dem Thema bezieht die Journalistin sich zu erklären, dass sie sich seit 1983 für «gesellschaftliche und juristische Anerkennung sowie medizinischen Beistand für Transsexuelle» eingesetzt habe. Auch hier verteidigt sie die traditionelle feministische Unterscheidung zwischen biologischem Geschlecht und kultureller Geschlechterrolle («Gender»). Und äussert die Vermutung, viele der jungen an ihrem Geschlecht Zweifelnden haderten mehr mit ihrem Gender als mit ihrem tatsächlichen biologischen Geschlecht. Transaktivisten würden dem vehement widersprechen.

Sie stürmte selbst Bühnen

Zumindest in der Form des Protests und im Gestus des Widerspruchs gibt es aber durchaus Überschneidungen zwischen Schwarzer und ihren Gegnerinnen. Auf die Frage der Moderatorin, ob sie selbst in den 1970er Jahren Bühnen gestürmt habe, antwortet Schwarzer: «Na natürlich! Ich hab es nur besser gemacht.» Das Publi-

kum lacht. Neu an den heutigen Protesten sei, dass sie darauf abzielten, Leute wie Schwarzer am Reden zu hindern. Das führe zu einem «Klima des Verbotes und der Einschüchterung», gegen das sie sich mit einer «gewissen Lust» stelle.

In Leipzig wird der Konflikt zwischen Schwarzers Feminismus und dem ihrer Kritiker von Zuschauern und Moderatoren als einer der Generationen dargestellt – Jung gegen Alt. Doch möglicherweise verläuft die Bruchlinie etwas anders.

Für Schwarzers Gegner steht fest, dass ihre Islamismuskritik «islamophob» ist, ihre Kritik an queeren Ideen von Geschlechtlichkeit «transfeindlich». Wem einmal diese Etiketten anhaften, der wird sie nur noch schwerlich los. Da ist es vollkommen gleichgültig, ob man, wie Schwarzer es von sich selbst sagt, den religiösen Islam gegen den politischen zu verteidigen versucht. Oder eben schon für die Rechte von Transsexuellen kämpfte, als sich noch kein Tiktok für interessierte – weil noch kein einziger geboren war.

So ist das Interesse von postmodernen Linken an den gesellschaftlichen Errungenschaften, an denen Schwarzer

und ihre Mitstreiterinnen einst federführend mitwirkten, äusserst begrenzt. Sie sehen sie als selbstverständlich und Schwarzer als böse an. Diese selbstgewählte Geschichtslosigkeit ist immer auch Abdichtung gegen Erfahrung.

Ignoranz der Wirklichkeit

Das zeigt sich in Leipzig, als sie auf die deutsche Musikerin Ikkimel zu sprechen kommt. Die Rapperin bezeichnet sich selbst als «Europas grösste Fotze», natürlich kritisch gebrochen. Noch im Februar hatte Schwarzer an einer Lesung in Berlin gesagt, sie halte Ikkimel für keine Feministin, allein schon wegen ihrer Verwendung des abwertenden Wortes. Dennoch sei sie neugierig geworden, sagt Schwarzer nun in Leipzig, habe Videos der Musikerin angeschaut. Und, siehe da: «Ich bin jetzt Ikkimel-Fan.» Zwar halte sie ihre Selbstpor-

Schwarzer bewohnt selbstbewusst die Gegenwart und reagiert auf deren Herausforderungen.

nografisierung immer noch für kritikwürdig. «Aber Ikkimel ist erstens eine sehr interessante Musikerin und zweitens eine echte Feministin.»

So scharf Schwarzer formuliert, so apodiktisch viele ihrer Stellungnahmen anmuten, ist sie doch in der Lage, sich vom Gegenteil überzeugen zu lassen, ihre Position zu revidieren. Aber auch sie ist nicht dagegen gefeit, Teile der Wirklichkeit auszublenzen. So ignorierte sie etwa in ihren aussenpolitischen Stellungnahmen der vergangenen Jahre den aggressiven Expansionismus eines Wladimir Putin, um ihren eigenen naiven Pazifismus aufrechterhalten zu können.

Doch verfügt sie über die nötige Erfahrungsoffenheit, um zu erkennen, dass sie irren könnte. Und genau das unterscheidet die 83-Jährige von vielen ihrer jüngeren Gegnerinnen, für die es schon kaum erträglich ist, dass sie überhaupt noch öffentlich sprechen darf. Dazu passt nur gut, dass die Postmodernen eine regelrechte Abneigung gegen die materielle Dimension von Geschlecht kultivieren. Auch darin offenbart sich der Generationsbruch, den Schwarzer diagnostiziert. Ihn zu heilen, wäre die Aufgabe für mindestens ein weiteres Lebenswerk.

Aufweitung der Pulloverzone

Ehrgeizig im Thema, aber sprachlich entgleist: «Liebe», Thomas Hettches virtuos missglückter Versuch über eine Boomer-Liebe

DANIEL HAAS

Der Titel ist bereits eine Ansage: «Liebe». Man denkt an andere grosse Texte, «Unterwerfung» (Michel Houellebecq), «Empörung» (Philip Roth), «Angst» (Stefan Zweigs grosse Ehe- und Verräterzählung). So ein Titel spannt die Erwartungen hoch: Es wird etwas Wesentliches zum Ausdruck kommen, die Liebe betreffend, eine essenzielle Erfassung dieses grossen Gefühls.

Vielleicht liegt da schon das Problem: Thomas Hettche erzählt von einer Boomer-Liebe, will aber über Milieu- und zeithistorische Grenzen hinaus letzte Aussagen treffen. Er schildert eine Verliebtheits- und Ehebruchgeschichte, versucht sich zugleich an der Definition: was Liebe sei, wie ihr Verhältnis sei zur Zeit, zur Gesellschaft. Das ist ehrgeizig, tönt aber bei allem Respekt für die-

sen souveränen Beschreiber von Beziehungskonstellationen – siehe den exzellenten Roman «Die Liebe der Väter» aus dem Jahr 2010 – oft wie Geraune.

Viel Leidenschaft und Verlangen

Die Figurenkonstellation: Boomer, beide Anfang 60, sie verheiratet, er geschieden. Eine Zufallsbegegnung an der See, erste geheime Treffen, Telefonnachrichten (sie werden als Verlaufsprotokoll in den Text eingeschaltet, was modern wirken soll, aber nach x SMS- und Mail-Romanen ein bisschen verschmökert wirkt). Und: viel Leidenschaft und Verlangen, was zu Sexszenen führt, für die Gen-Zler das fiese Wort «cringe» parat haben. Da «pochen seine Lippen noch von Annas Küssen» – Anna ist die weibliche Hauptfigur –, und die Garderobe wird gelockert im Textilarbeiter-Stil («den Halsausschnitt seines Pullovers aufweitend»).



JORDAN LEBERT / KIEPENHEUER & WITSCH

Thomas Hettche Schriftsteller

Das macht nichts, an der Erotik sind schon ganz andere Autoren gescheitert. Aber Hettches Darstellungsehrgeiz geht noch weiter, es soll ja das Wesen der Liebe vermittelt werden. Das klingt dann so: «Liebe ist eines jener seltenen Wörter, die uns auffordern zu tun, was sie bezeichnen. Was viel über die Liebe sagt, aber nicht, was sie ist.» Abgesehen davon, dass man dasselbe über Hass sagen könnte, bleibt es ein Rätsel, warum ein Satz, der viel über die Liebe sagt, nichts darüber aussagt, was sie ist. Was sagt er

denn sonst aus? Was sie nicht ist? Was sie sein könnte?

Fundus an Aphorismen

Irgendwann werden Hegel und Platon bemüht, was insofern passt, als das Ganze im halb belesebenen Upper-Middle-Class-Milieu spielt. Das heisst dort, wo man sich für Ideengeschichte immer dann interessiert, wenn sie den Fundus für Aphorismen liefert, die irgendwie zur persönlichen Lage passen. Auch das ist nicht schlimm und aus Figurenperspektive sogar verständlich, aber kursiv gesetzte Hegel-Passagen machen einen Text nicht besser, der sonst an der falschen Stelle mit Fremdwörtern glänzt (was, um Himmels willen, ist ein «sistierter Kuss»?) und ins Kitschige abgleitet («wie das weiche Licht sich in ihren Wimpern verfangt und auf ihren schönen Lippen glänzte»).

Die Idee des Buchs – ein Liebesdrama unter Boomern vor dem Hintergrund der ausbrechenden Coronapandemie – ist wie gesagt schlüssig. Und in Anbetracht der romantischen Erschöpfung, die zurzeit viele befallen hat wie eine Frühjahrsrippe (Stichwort «Dating-Burnout»), ist vom Liebeswahn Ü 60 erzählen sogar tröstlich. Natürlich ist Hettche ein Autor von Rang; heftige Affekte zum Beispiel kann er in einem Satz auf den Punkt bringen: «Sie liebten sich so, wie man bei grossem Durst ein Glas Wasser hinunterstürzt.» Ein perfekter Satz. Leider gibt es solche Könnensproben zu wenig, was womöglich am laxen Lektorat liegt. Ja, so möchte man es sehen: Ein exzellenter Erzähler wurde vom Lektorat im Stich gelassen.

Thomas Hettche: Liebe. Kiepenheuer & Witsch. 176 S., 33,90 Fr.